Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 548. **Donnerstag** den 26. October 1893. **87. Jahrgang.**

Amtliche Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Auf Antrag der Erben des Hotelbesitzers Gottfried Schnabel in Klotzsche soll das zu dessen Nachlasse gehörige, dort im Ortstheile Königswald, Ecke der Königsbrücker Straße und Jägerstraße gelegene, erstgerichtlich auf 58 850 ℳ abgeschätzte, „Caroline Schlößchen" genannte

Hotel- und Restaurationsgrundstück
Nr. 126 des Brandkatasters, Nr. 216 b. des Flurbuchs und Fol. 339 des Grund- und Hypothekenbuchs für Klotzsche, einschließlich des Hotel- und Restaurations-Inventars im Taxwerthe von 4212 ℳ 60 ₰,

den 15. November dieses Jahres,
11 Uhr Vormittags
im **Nachlaßgrundstücke** öffentlich gegen das Meistgebot zur Versteigerung gebracht werden, was unter Bezugnahme auf die an der Gerichtstafel — Lothringer Straße 1, part. — und im Nachlaßgrundstücke aushängenden Anschläge hierdurch bekannt gemacht wird.

Dresden, am 20. October 1893.

Königl. Amtsgericht, Abth. III. a. B.
Dr. Kleinpaul.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 26. October.

Wie sich jetzt herausstellt, hat die **neue Finanzminister-Conferenz**, die gestern in Berlin geschlossen worden ist, sich nicht nur mit dem Weinsteuer-Entwurfe, sondern mit dem ganzen Steuerbouquet beschäftigt, mit dessen Hilfe die Kosten der Heeresorganisation und der Reichsfinanzreform gedeckt werden sollen. Die „Nordd. Allgem. Ztg." meldet nämlich in ihrer heutigen Morgenausgabe:

„Die Conferenz der Finanzminister der am Weinbau vorzugsweise betheiligten Staaten ist gestern Nachmittag geschlossen. Auch bei dieser Gelegenheit trat die einstimmige Auffassung hervor, daß eine das Verhältniß der Einzelstaaten zum Reich regelnde Finanzreform im Interesse der Ersteren unbedingt geboten sei, da das gegenwärtige System der Matricularbeiträge nach Fortfall der Ueberweisungen nichts Anderes bedeute, wie die Verlegenheiten des Reichs auf die Einzelstaaten übertragen. Die ebenfalls zur Besprechung gelangenden Entwürfe des Tabaksteuer- und Reichs-Stempelabgabengesetzes fanden einstimmige Billigung. Bezüglich des Entwurfs eines Weinsteuergesetzes wurde beschlossen, weitere Erwägungen darüber anzustellen, ob nicht auch bei einer Erleichterung der vorgesehenen Controlen der finanzielle Erfolg der Vorlage gesichert erscheinen möchte."

Den niederschlagendsten Eindruck wird diese Meldung natürlich auf die Tabakfabrikanten machen, denn nachdem die Finanzminister der Einzelstaaten den Entwurf des Tabaksteuergesetzes einstimmig gebilligt haben, ist kaum zu erwarten, daß im Bundesrathe die Eingaben und Proteste der Fabrikanten viel Erfolg haben werden. Ihre Hoffnung beruht also fast allein noch auf dem Reichstage. Aber auch in den Kreisen der Abgeordneten mehren sich die Stimmen, welche die Neigung bekunden, wenigstens die vorgeschlagenen Steuerprojecte nicht principiell zu verwerfen. Wir erinnern besonders an die am Sonntag in Crefeld gehaltene Rede des Centrumsführers Dr. Lieber, in der es u. A. heißt:

„Wenn die directen Reichseinnahmen nicht mehr reichen, dann werden die Matricularbeiträge ins Unmessene erhöht. Das ist der zeitige unlösbare Zusammenhang der reichs- und einzelstaatlichen Finanzen. Wir waren schon einmal so weit, daß im Jahre 1879 die Matricularbeiträge eine solche Höhe erreichten, daß sie die Einzelstaaten an den Rand des Bankerotts zu drängen drohten. Es ist leicht gesagt, daß die Leute, welche die Militairvorlage durchgebracht haben, auch für die Mehrausgaben sorgen müßten. Aber das hat einen großen Haken. Ich bin der Ansicht, daß wir mithun müssen. Jeder, der es wohl mit dem Volke meint, muß mitwirken, und Keiner darf wie jener bekannte Knabe sagen: Es geschieht dem Vater recht, wenn mir die Hände erfrieren, warum kaufte er mir keine Handschuhe. Um unsere Finanzen zu ordnen, brauchen wir jährlich 100 Millionen Mark mehr."

Im weiteren Verlauf nahm dann der Redner gegen die vorliegenden Projecte der Tabakfabrikat- und der Weinsteuer eine keineswegs rundweg ablehnende Stellung ein. Herr Lieber hat damit offen anerkannt, daß es sich bei der Ausführung eines nun einmal bestehenden Gesetzes nur noch darum handeln kann, wie und von wem, nicht ob überhaupt die Kosten aufzubringen sind, und er hat ganz richtig daran die weitere Bemerkung geknüpft, daß, falls es nicht gelingt, dem Reich die nöthigen neuen Einnahmen zu verschaffen, die Einzelstaaten dafür aufkommen müssen, daß diese aber alsbald in die unerträglichste finanzielle Bedrängniß gerathen würden. So ist es in der That. Ist eine Verständigung über die vorliegenden Projecte nicht zu erreichen, so tritt eine Zwangslage ein, die nothwendig zur vorläufigen Abwälzung der Last auf die Einzelstaaten führen muß. Es wird dann nicht lange dauern, bis von allen Seiten der dringende Nothruf erschallt, das Reich möge wieder in Stand gesetzt werden, auf die Zuschüsse der Bundesstaaten zu verzichten. Es liegt daher im eigensten Interesse Derer, welche von der Einführung einer Tabakfabrikatsteuer den Ruin der gesammten Tabakindustrie befürchten, nicht lediglich gegen diese Steuer zu protestiren, sondern auch auf „bessere Vorschläge" zu sinnen, die Aussicht auf die Zustimmung der gesetzgebenden Factoren haben und die unumgänglich nöthigen Erträge in Aussicht stellen.

Die **Handelsverträge** mit **Rumänien, Serbien** und **Spanien**, die bereits am 1. Januar 1894 in Kraft treten sollen, werden dem Reichstag alsbald nach der Eröffnung vorgelegt werden und müssen auch unverzüglich zur Verhandlung kommen. Namentlich der rumänische Handelsvertrag wird im Reichstag viel Anfechtung erfahren, da er die Zollherabsetzung für Getreide auf 3½ Mark enthält und Rumänien als Ausfuhrland für dieses Product eine wichtige Rolle spielt. Es wird damit bereits die große Streitfrage aufgerollt werden, die dem mächtigen Widerspruch gegen den Handelsvertrag mit Rußland zu Grunde liegt, die Frage, ob Deutschland noch fernerhin Handelsverträge mit getreideausführenden Ländern unter Gewährung der niedrigeren Kornzölle abschließen soll. Es wird also gleich nach Beginn der Reichstagssitzungen die im Lande herrschende Erregung zum parlamentarischen Ausbruch kommen, und auch auf die fernere Entwicklung unserer handelspolitischen Beziehungen zu Rußland wird bei dieser Gelegenheit bereits eine helle Beleuchtung fallen.

In ganz **Oesterreich** hat die Rede des Grafen Hohenwart über Wahlreform einen tiefen Eindruck gemacht. Eine so nachdrückliche Opposition von dieser Seite hat man nirgends erwartet, und namentlich seine Erklärung, daß die conservative Partei sich verpflichtet halte, auch für das städtische Bürgerthum, selbst wenn sich darin liberale Gegner befinden, einzutreten, wird als der Ausdruck einer ganz neuen parlamentarischen Situation angesehen. Das „Vaterland" schreibt, die Rede Hohenwart's enthalte ein Programm, und dieses liege namentlich in den Worten: „Wir werden nicht zugeben, daß das politische Schwergewicht von den besitzenden Classen auf die Besitzlosen übergewälzt und so ein Zustand geschaffen würde, den jeder Staatsmann als höchst bedenklich bezeichnen müßte." Welchen Eindruck die Rede auf die Regierung machte, ist aus den officiösen Blättern nicht zu ersehen, welche sich mit einer haarspalterischen Polemik gegen einzelne Bemerkungen Hohenwart's begnügen, ohne auf die politische Bedeutung der Rede einzugehen. Im Abgeordnetenhause hat die Rede Hohenwart's nur die Meinung verstärkt, daß es früher oder später zur Auflösung des Hauses kommt, denn man sieht nicht mehr blos vor einer Opposition gegen die Wahlreform, sondern vor einer Opposition gegen die Regierung, die aus dem Conflicte, den sie leichtherzig heraufbeschworen, mit ganz heiler Haut sicherlich nicht hervorgehen wird.

Die **Russen** haben **Paris** verlassen; sie sind in der That trotz der an sie gestellten Zumuthungen und stürmischen Liebeserklärungen Alle mit dem Leben davon gekommen. Ob ihre Gesundheit nicht gelitten, wird sich erst später feststellen lassen. Es wäre jedenfalls nur ein Act der Gerechtigkeit, wenn ihnen die Pariser Woche als „Kriegsjahr" angerechnet würde. Die Pariser Blätter schlagen nach der Abreise der Vielgefeierten einen merkwürdig ruhigen und bescheidenen Ton an. Sie besprechen das Resultat des russischen Besuches und kommen zu dem Ergebniß, daß derselbe die äußere Stellung Frankreichs befestigt, im Innern die Annäherung der politischen Parteien herbeigeführt und dadurch der Regierung die Möglichkeit geboten habe, wirthschaftliche und sociale Reformen auszuarbeiten. Weiter nichts? Und deswegen alle die Festlichkeiten, all die Unterwürfigkeit und all die Entwürdigung? Und jedenfalls springt nicht einmal so viel heraus, wie die französische Presse in ihrer bejammernden Ernüchterung glaubt. Dem Zaren ist die Republik durch die Festtage in Toulon und Paris gewiß nicht fester ans Herz gewachsen, und die übrigen Mächte, die überhaupt Sympathien für Frankreich hegen, werden nach diesen Schauspielen sicherlich noch weniger als je sich beeilen, ihr Verhältniß zu einer politisch so unklaren Nation zu befestigen. Und was die Annäherung der politischen Parteien betrifft, so wird sie nicht länger dauern, als der Rausch. Schon wenn die Radicalen die Frage aufwerfen, was die Komödie gekostet und eingebracht hat, wird die gerühmte Einigkeit der Parteien in die Brüche gehen.

Wie der „Kreuzztg." aus Rom berichtet wird, hat man es in den **vaticanischen** Kreisen nicht bei der freundlichen Beurtheilung der Russenfeste in Frankreich bewenden lassen, sondern den Nuntius in Paris angewiesen, sich an den Festen in geeigneter, freundlicher Weise zu betheiligen. Der Besuch der russischen Officiere bei dem Erzbischofe von Paris wird jetzt als Antwort auf diese Freundlichkeit angesehen.

Die parlamentarische Campagne in **Italien** wird sich, wie man der „Polit. Corr." aus Rom schreibt, sehr lebhaft gestalten, da die vereinigte Opposition entschlossen ist, sofort nach Wiedereröffnung der Kammer einen Sturmlauf auf die Stellung des Ministeriums zu unternehmen. Es wird bereits eine ganze Anzahl von Interpellationen vorbereitet, die den Kampf auf der ganzen Linie eröffnen sollen. Das Ministerium wird seinerseits diesem Entscheidungskampf sofort bei der Aufstellung des Arbeitsprogramms der Kammer herbeizuführen suchen, indem es den Antrag stellen wird, als ersten Gegenstand die Finanzfrage und die Berathung des Finanzprogramms der Regierung auf die Tagesordnung zu setzen und die bereits angekündigten politischen Interpellationen bis nach Erledigung der Finanzfrage zu vertagen. Zeigt es sich bei dieser Gelegenheit, daß das Cabinet noch über eine ansehnliche Majorität verfügt, so wird dann an die Berathung der verschiedenen Gesetzesvorlagen geschritten werden, welche das Ministerium betreffs der Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte vorbereitet hat. Die Berathung dieses Gegenstandes dürfte sich bis zu den Weihnachtsferien ausdehnen. Nach Neujahr würde dann die eigentliche politische Debatte beginnen, nämlich über die Interpellationen betreffs der auswärtigen und der inneren Politik, das Resultat der Untersuchung der parlamentarischen Commissionen über die Bankfrage u. s. w. Geht das Ministerium, was sich gegenwärtig unmöglich voraussagen läßt, aus diesen Kämpfen siegreich hervor, so kann seine Stellung für längere Zeit als gesichert betrachtet werden; zeigt es sich aber, daß die Majorität zusammengeschrumpft ist, so wird der Sturz des Cabinets unvermeidlich, und es kann sich dann blos um die Frage handeln, ob die eventuell ausbrechende Krise eine vollständige oder eine blos theilweise sein wird.

Die ursprünglich auf den 14. Mai anberaumten, dann nach heißen parlamentarischen Kämpfen bis auf Weiteres verschobenen Gemeindewahlen in **Spanien** sind nunmehr auf den 19. November angesetzt. Sie werden diesmal von größerer politischer Tragweite sein, als seit Langem, denn sie werden zeigen, ob die Siege der Republikaner bei den letzten Cortes-wahlen nur Eintagserfolge waren oder ob die spanische Nation thatsächlich ins republikanische Fahrwasser gerathen ist. Die Ereignisse des verflossenen Sommers sprechen hierfür. Die Republikaner werden jetzt, nachdem der Demokrat Puigcerver an die Stelle des früheren Ministers des Innern, Venancio Gonzalez, getreten ist, unter günstigeren Vorbedingungen in den Wahlkampf einzutreten vermögen. Puigcerver hat sich zum Eintritt in das Cabinet nur auf die Zusage Sagasta's hin entschlossen, daß von einer „Verbesserung" der Wählerlisten zu Gunsten der nichtrepublikanischen Parteien und von jeder Verletzung oder parteiischen Aenderung der Wahlvorschriften Abstand genommen werde.

Die **Silberfrage in Nordamerika** nimmt den Charakter einer Seeschlange an. Im Jahre 1878 wurde die Blandbill angenommen, ein Gesetz, nach welchem die nordamerikanische Regierung auf Rechnung des Staatschatzes monatlich mindestens 2 Millionen und höchstens 4 Mill. Silberdollars im Werthverhältniß von 1:15,988 prägen und als gesetzliches Zahlungsmittel gelten lassen sollte. Das war eine directe Unterstützung der Silberminenbesitzer, die durch die immer mehr in Aufnahme kommende Goldwährung eine Entwerthung des weißen Metalls zu erwarten hatten. Die Blandbill bewährte sich, aber sie genügte nicht. Als die Union 1890 sich im MacKinleyrausche befand, wollte man neben den Wohlthaten, die man den amerikanischen Fabrikanten erwies, auch den Silbermännern einen Vortheil gewähren. Unter dem Vorgeben, für die Baarzahlung einzutreten, stimmte man der

Feuilleton.

Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau.

22) Von F. Klinck-Lütetsburg.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Rechtsanwalt Budbenberg führte die Angeklagte, die sich nur mit großer Anstrengung aufrecht erhielt, in den Saal. Außer den Richtern und Geschworenen waren eine ungewöhnlich große Anzahl Juristen, aber nur wenig Laien als Zuhörer anwesend. Foelke Bruns sah nichts, als sie den weiten Raum betrat, obgleich ihr Blick denselben durchirrte. Sie folgte der ihr leise zugeflüsterten Weisung ihres Anwalts, auf der Anklagebank Platz zu nehmen. Dann wurde es ihr dunkel vor den Augen, ihr drohte eine Ohnmacht. Mit zitternder Hand langte sie nach der kleinen silbernen Dose in ihrer Tasche, um durch den darin enthaltenen, mit Salmiakgeist getränkten Schwamm die sinkenden Lebensgeister neu zu wecken.

Da tönte ihr Name an ihr Ohr, Fragen wurden an sie gerichtet, welche sie anfangs nur mit leiser, dann aber festerer Stimme beantwortete. Sie dachte an Budbenberg's Warnungen. Es dünkte sie gegenstandslos, für ihre Ehre, ihr Freisprechung zu kämpfen, aber das kleine Gesicht des blassen, kränklich aussehenden Kindchens tauchte vor ihrem inneren Auge auf, und gegen dieses Kind hatte sie Pflichten.

Die Angeklagte machte nicht weniger auf den Staatsanwalt, als auf Richter und Geschworene einen völlig übereinstimmenden Eindruck. Dem Staatsanwalt wurde es schwer, die meisterhaft ausgearbeitete Anklageschrift, welche die Geschworenen von der Schuld einer verworfenen Verbrecherin überzeugen sollte, gemäßigt vorzutragen, und Foelke Bruns brach förmlich unter der Wucht der gegen sie erhobenen Beschuldigungen zusammen. Aber die dann folgende Ansprache des Vorsitzenden richtete sie wieder auf — in ihr lag eine Güte, die sie unendlich beruhigte, und mit fester, wenn auch leiser Stimme konnte sie ohne Zögern jede an sie gerichtete Frage beantworten.

Foelke Bruns war unschuldig. Einstimmig hätten die Geschworenen beim Anblick dieser Frau mit dem todtblassen Gesicht und dem schmerzlichen Lächeln um den Mund dieses Urtheil abgeben können, noch ehe die Verhandlungen eröffnet waren. Wie sehr auch die öffentliche Meinung absichtlich und unabsichtlich beeinflußt war, um in ihr eine Schuldige erblicken zu lassen, jeder Vorwurf, den ihr zu machen man sich geneigt gefühlt, mußte zurückweichen vor dem Ausdruck eines reinen edlen Charakters, den das Gesicht der unglücklichen jungen Frau widerspiegelte.

Dann kam das Zeugenverhör, zunächst der Gatte der Angeklagten. Bernd Bruns machte einen beinahe unheimlichen Eindruck. Er war erst vor wenigen Tagen aus der Behandlung des Arztes entlassen. Das Laster, dem er fröhnte, hatte ihn auf das Krankenlager geworfen, und sein Leben war zwei Tage und zwei Nächte hindurch ernstlich gefährdet gewesen, ehe es dem Arzte gelungen war, ihn in einen anhaltenden Schlaf zu versenken, der ihn rettete. Das plötzlich nothwendig gewordene völlige Entbehren geistiger Getränke hatte auf den Körper des Genesenden furchtbar gewirkt: Bernd Bruns' große Gestalt war gebeugt, seine Haltung eine schlaffe, so daß es den Anschein hatte, als ob er sich nur mit Mühe auf den Füßen erhalten könne. In seinen Bewegungen zeigte er Unruhe und Hast, seine großen Hände zitterten.

Mit sichtlichem Widerstreben beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen. Von dem Vorsitzenden des Gerichtshofes darauf aufmerksam gemacht, daß er als Ehemann der Angeklagten sein Zeugniß verweigern könne, hatte es einen Augenblick den Anschein, als denke er daran, einen solchen Ausweg zu betreten.

Bernd Bruns schüttelte den Kopf, er wollte nicht davon Gebrauch machen. Er wiederholte einen Theil der von ihm gemachten Aussagen, nicht so präcise und übereinstimmend als in der Voruntersuchung, aber ohne Widersprüche. Als er ging, warf er einen scheuen Blick zu Foelke hinüber, die ohne ein äußeres Zeichen von Erregung still vor sich niederblickte. Ihm folgte Welderich Heymann.

Sie trat mit der ganzen Keckheit und Sicherheit auf, die ihr eigen war, und erschien wie zu einer festlichen Gelegenheit geputzt, wenn auch in der Kleidung einer Magd. Das widerspenstige Haar schmiegte sich in weichen Wellen an die Schläfe und war im Nacken zu einem Knoten verschlungen. Ihre Kleidung war von tadellofer Sauberkeit, blitzblanke Schuhe machten förmlich auf ihre kleinen Füße in schneeweißen Strümpfen aufmerksam. Keine Spur von Befangenheit war an ihr bemerkbar. Ihre dunklen Augen musterten mit der gleichen Kaltblütigkeit Richter, Geschworene und sonstige Anwesende, während sie die an sie gerichteten Fragen beantwortete. Da fiel ihr Blick auf die Angeklagte, welche auch jetzt in sich zusammengesunken scheinbar theilnahmlos dasaß. In Welderich Heymann's Augen leuchtete es auf, haßerfüllt, unheimlich. Doch schnell senkten ihre langen Wimpern sich herab, und als sie sich dann wieder hoben, glitten ihre Augen wie prüfend über die Reihe der Richter. Das Mädchen zeigte eine unglaubliche Geistesgegenwart.

Eine Entlastungszeugin für die Angeklagte trat ein. Es war Antje, die ehemalige Großmagd des Bernd Bruns'schen Ehepaares.

In dem weiten Saale herrschte tiefe Stille, jeder einzelne der Anwesenden wünschte eine Entlastung der Angeklagten. Eine solche im eigentlichen Sinne fand nicht statt. Aber mit beredten Worten, die den Stempel der Wahrheit an der Stirn trugen, schilderte Antje das Eheleben ihrer ehemaligen Herrschaft. Während Frau Bruns vom frühen Morgen bis zum späten Abend bemüht gewesen sei, das Hauswesen in musterhafter Ordnung zu erhalten, wie sie es von Kindesbeinen an gelernt, habe der Bauer sich um nichts gekümmert, sondern sei seinem Vergnügen nachgegangen und gewöhnlich trunken und in schlechter Laune heimgekommen, um dann mit dem Gesinde Streit anzufangen. Die Frau habe er anfangs in Ruhe gelassen, erst später, besonders nach der Geburt des Mädchens, an dessen Stelle er einen Buben sich gewünscht, sei auch sie eine Zielscheibe für seine schlechten Stichelreden geworden, aber sie habe um des lieben Friedens willen immer gethan, als höre sie dieselben nicht. So war es zu Streitigkeiten zwischen Mann und Frau eigentlich nicht gekommen, überhaupt habe die Letztere den Bauer immer in Schutz genommen, wenn je ein Wort laut geworden war, welches das Gesinde gehört.

Dann machte Antje Mittheilung von jenem Vorgang mit ihrem Herrn, dem die Frau zum Opfer gefallen war.

Ohne das Dazwischentreten derselben würde der Bauer sie mit der Heugabel zu Boden geschlagen haben, obwohl sie nichts verbrochen. Ihr gemachte Vorwürfe habe sie nur ruhig und bescheiden abgelehnt, wie es einer Magd geziemt. Aber der Bauer sei angetrunken gewesen, nicht sinnlos berauscht, sondern in dem Stadium, in welchem er sich gegen Mittag immer befunden, und in welchem er am meisten zu fürchten gewesen sei. Nur der Frau, die den Bauer gehindert und dadurch selbst von der Zinke der Heugabel schwer in der Schläfe verletzt worden, habe sie es zu danken gehabt, daß sie ohne Schaden davongekommen.

Auch der alte Hausarzt der Familie Meinhardi wurde noch vernommen, und was daran gefehlt, um Foelke Bruns als diejenige erscheinen zu lassen, welche sie war, trat nun zu Tage. Er hatte die Angeklagte von Kindheit an gekannt und in ihr einen selten reinen und edlen Charakter erblicken müssen. Die Lüge war ihr fremd gewesen, offen und ehrlich habe sie jeden Fehler eingestanden und sehr bereut, während sie für das Unrecht Anderer immer eine Entschuldigung gefunden. Foelke Bruns sei aber nicht allein ein reiner, sondern auch ein großer Charakter. Der Vater habe sich schwer an seinem Kinde vergangen, als er dasselbe, wenn auch in der besten Absicht, in eine Sonderstellung gedrängt, die sie in einen Conflict habe bringen müssen, den zu bestehen nur ganz besonders tüchtige Menschen im Stande sein würden. Sie habe durch ihr ganzes Verhalten gezeigt, daß sie ein solcher sei. Obwohl geistig hochbegabt, im Besitz von reichen wissenschaftlichen Kenntnissen, die sie sorglich vor den Augen der Menschen habe verbergen müssen, um in ihrem Kreise nicht den Schein des Lächerlichen auf sich zu laden, sei sie, dem Wunsche ihres Vaters folgend, die Gattin eines Mannes geworden, von dem sie nicht erwarten konnte, daß er ihren Ansprüchen an das Leben, die sie durch ihre Bildung zu machen berechtigt war, gerecht werden würde. Still und bescheiden habe sie sich in einer Lebenslage zurecht gefunden, die sie unmöglich hatte befriedigen können, und ein weniger roher und gewaltthätiger Charakter, wie der dieses Trunkenboldes, würde von dieser zu dem Muster eines Mannes und Gatten gemacht worden sein. Aber während Bernd Bruns um Haaresbreite durch einen von der anwesenden Magd Antje verbürgten Vorgang zum Mörder an der jungen Frau geworden, habe er durch eine lügenhaft ersonnene Anklage, in Verbindung mit einer lüderlichen Dirne, die im ganzen Dorfe ob ihrer Bosheit und Verlogenheit gefürchtet und gemieden war, Foelke auf die Anklagebank gebracht, indem er sie einer böswilligen Brandstiftung und sogar des Ehebruches beschuldigt. Damals, bei dem vorerwähnten Fall, zu Frau Bruns berufen, habe er sie ohnmächtig von Blutverlust gefunden, der durch eine tiefe, lebensgefährliche Wunde an der Schläfe entstanden gewesen. Erst vor ganz kurzer Zeit hatte er in Erfahrung gebracht, wovon jene hergerührt. Nicht, wie die Kranke ihm gesagt und Antje damals, auf das dringende Verlangen der Frau Bruns, bestätigt, von einem Stoß, sondern von dem Schlag mit einer Heugabel, den sie durch ihren Gatten empfangen. Wenn die junge Frau von ihrem unwürdigen Gatten habe frei werden wollen, so würde sie ohne Zweifel ein solches Ziel viel leichter und sicherer durch eine von diesem Vorgange erstattete Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erreicht haben, als durch Verübung eines Verbrechens,